

Esther-Maria Wedler

Impulsreferat am 15. Mai 2009, Augustinerkloster Gotha

Veranstaltung: Sind Fromme dumm? Zur Frage nach Spiritualität und moderner Lebenswelt.

Eine Veranstaltung der Evangelischen Akademie Thüringen in Zusammenarbeit mit dem Ehemaligenkreis des Evangelischen Studienwerkes Villigst e.V.

Sind Fromme dumm?

Glauben und Wissen in der Moderne

1.

In letzter Zeit ist eine wahre Flut von Büchern über uns hereingebrochen, die für den Atheismus werben. Religionskritische Abhandlungen wie „Der Gotteswahn“ von Richard Dawkin finden reißenden Absatz.

Wie ist der Erfolg solcher Bestseller zu verstehen?

Angesichts der über weite Strecken platten Argumentation des Autors könnte man einen elementaren Mangel an religiöser Bildung bei großen Teilen der Leserschaft vermuten. Das trifft sicher – aufgrund der jahrzehntelangen Entfremdung vom Christentum – auch zu. Und wirft zugleich ein neues Licht auf die „Tiefe“ des immer wieder behaupteten neuen Interesses an Religion, das eben sehr oft nur an der Oberfläche bleibt.

Hinzu kommt aber noch etwas ganz anderes. Nämlich der von Wittgenstein beobachtete „moderne Aberglaube“ im Sinne eines naturalistischen Wissenschaftsglaubens. Dawkin vertritt ihn in einer besonders schlichten Version. Und doch scheint er tief im Mentalitätsmuster der Moderne verankert zu sein.

Dawkin und seine Mitstreiter entstammen einer Generation, die Religion als rückschrittliches Element einer längst überholten Epoche betrachtet. Sie gehen davon aus, dass mit zunehmendem Wissen die Bedeutung von Religion automatisch verblassen wird. Denn religiöser Glaube rechtfertigt sich aus seinem Nutzen, der erlöscht, wenn er erst einmal als Illusion entlarvt sei.

Ein solches Verständnis von Glauben wäre in der Tat absurd. Zu Recht hat Gott in naturwissenschaftlichen Befunden nichts zu suchen. „Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht“, hat

Dietrich Bonhoeffer einmal gesagt und auf den fundamentalen Unterschied zwischen Gott und Welt aufmerksam gemacht.

II

Bevor wir im Unterscheid dazu nach einer tragfähigeren Verhältnisbestimmung von Theologie und Naturwissenschaft fragen, wollen wir kurz in die Geschichte schauen.

Das Verhältnis zwischen Theologie und Naturwissenschaft hat eine eigentümlich wechselhafte Geschichte. Über Jahrhunderte waren sie eins. Zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschen wurde die Natur, d.h. das von Gott Erschaffene, in größter Demut erforscht. Theologie und Naturwissenschaft konnten als zwei zusammengehörige Erkenntniswege gesehen werden.

Die für dieses einträchtige Miteinander zumeist gebrauchte Metapher war die Rede von den beiden Büchern: dem Buch der Offenbarung und dem Buch der Natur. Sie geht zurück auf die berühmte Stelle aus dem Römerbrief (Röm 1, 18-20), die davon spricht, dass das göttliche Wesen aus seinen „Werken“ (Schöpfung) erkannt werden könne.

Bei Galilei wird die Metapher von den beiden Büchern dazu benutzt, die Naturforschung (neben der Theologie) als gleichwertige Weise der Weltbetrachtung zu legitimieren, während sie bei Kepler zu einem Argument für die priesterliche und prophetische Berufung des Naturforschers wird, der sich in Ehrfurcht der Schöpfung Gottes widmet.

Die Einheit von Theologie und Naturwissenschaft wird also nicht notwendig durch die moderne Naturwissenschaft zerbrochen. Es waren auch nicht in erster Linie die Forscher selber, die die antireligiösen Konsequenzen aus ihrer Arbeit und ihren Entdeckungen zogen, sondern vor allem Philosophen.

Man kann diskutieren, ob nun die Erkenntniskritik Kants, die französische Revolution, die Aufklärung im Allgemeinen oder etwas ganz anderes dem Einheitsmodell den Todesstoß versetzt hat. Jedenfalls zerbricht dieses Modell, als sich die industrielle Revolution und die damit zusammenhängende Säkularisierung durchsetzen.

Religion wird zur Privatsache. Die Wissenschaft wird gänzlich säkular und zum harten Kern der Religionskritik. Das naturwissenschaftliche Weltbild bestimmt alle Debatten

Das lässt sich heute überall beobachten, denn als zeitgemäß gilt, wer die Überlegenheit der modernen Naturwissenschaften über alle anderen Wissensformen und Denkstrukturen bejaht und sich zum Naturalismus bekennt.

Was aber heißt in diesem Zusammenhang „Naturalismus“?

Naturalismus ist ein vieldeutiger Begriff. Er steht allgemein für die Überzeugung, dass es in der Welt mit rechten Dingen zugeht, dass es für alles eine natürliche Erklärung gibt und die Wirklichkeit mit wissenschaftlichen Mitteln - wenn auch nicht vollständig, so doch wenigstens hypothetisch - erkannt werden kann.

Man unterscheidet zwei Formen: den metaphysischen und den methodischen Naturalismus.

Metaphysischer Naturalismus:

Die Wirklichkeit erscheint als ein wert-, zweck- und sinn-loser Naturzusammenhang, als Spiel blinder Naturkräfte. In diesem stellt der Mensch als Zufallsprodukt einer langen, ungerichteten Naturgeschichte ein von Genen und Neuronen abhängiges Teilchen dar. Die Menschheit – ein flüchtiges Staubkorn im riesigen Weltall – existiert auf einem winzigen Planeten am Rande einer durchschnittlichen Spiralgalaxie.

Ein Rückgriff auf Metaphysik, Mythen oder Religion zur Erklärung der Welt ist dabei nicht mehr vorgesehen.

Methodischer Naturalismus:

Während die metaphysischen Naturalisten die Natur im weitesten Sinne verabsolutieren, streben die methodischen Naturalisten eine Alleinherrschaft im Reich der Erkenntnis an.

Kognitionswissenschaften und Neurologie z.B. haben inzwischen begonnen, Schlüsselbegriffe aus den Geisteswissenschaften zu vereinnahmen (Naturalisierung des Bewusstseins, der Vernunft, der Werte, die als Gefühlsäußerungen interpretiert werden, die sich auf das limbische System zurückführen lassen).

Danach haben alle geistigen Prozesse allein biophysikalische Ursachen. Sinnerkenntnis und Theoriebildung gelten als Produkte neurobiologischer Vorgänge. Darum sollte künftig die gesamte Kultur mit Hilfe kausalgenetischer Verfahren aus der Natur erklärt werden.

Theologische, ästhetische oder ethische Erwägungen erscheinen als bloße Illusion.

Im Blick auf den Menschen beinhaltet der Naturalismus eine erneute Kränkung. Hat die neuzeitliche Kosmologie zuerst die stolze Anmaßung des Menschen, Zentrum der Welt zu sein, der Lächerlichkeit preisgegeben, so zog anschließend die biologische Evolutionslehre die Menschheit erbarmungslos in das zufallsblind Naturgeschehen hinein. Statt Mittelpunkt der Schöpfung sei der Mensch eine bloße Randfigur im Universum. Doch damit nicht genug: Genetik, Neuro- und Computerwissenschaften verstärken heute den Verdacht, dass der menschliche Organismus ein neuronales Mehrprozessorensystem und eine ohnmächtige Überlebensmaschine sei. Der Mensch erscheint nunmehr lediglich als komplexes

Informationsverarbeitungssystem, dessen Geistesleben stärker als bisher vermutet von seinen Erbanlagen und Hirnprozessen bestimmt wird.

Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Theologie?

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass es innerhalb der Theologie ganz verschiedene Ansätze und Strömungen gibt, das Verhältnis von Theologie und Naturwissenschaften zu beschreiben.

Der Kreationismus, der vor allem in den USA seine Anhänger hat, befindet sich nicht auf dem Niveau modernen theologischen Denkens. Da er ein vorwissenschaftliches und vorkritisches Einheitsmodell reaktivieren will, kann er für ernstzunehmende systematisch-theologische Überlegungen keine Rolle spielen.

Bezeichnenderweise nehmen aber viele Menschen solche Überzeugungen auf, weil sie eine anscheinend einfache Lösung des Problems Glauben-Wissen anbieten und unglücklicherweise ist dieses Modell dann auch oft der religiöse Gegner in modernen religionskritischen Schriften – siehe Dawkin! -, was zu einer völligen Verzeichnung der wahren Problematik und des Niveaus der Diskussion führt!

Demgegenüber sind Modelle gefragt, die nicht in erster Linie eine Lösung der Problematik anbieten, sondern einen Raum eröffnen, in dem Fragen gestellt werden können, die den fruchtbaren Streit und den Dialog wieder ermöglichen und weiterführen. Es ist an der Zeit, wieder dorthin zu gelangen, wo eine Begegnung von Theologie und Naturwissenschaft auf gleicher Augenhöhe stattfinden kann. Das ist eine schwierige, aber gleichwohl nötige und spannende Aufgabe.

III.

Es gibt, wie gesagt, zahlreiche Versuche, das Verhältnis von Theologie und Naturwissenschaft zu beschreiben. Ich möchte Ihnen die wichtigsten Thesen eines Aufsatzes von Ernstpeter Maurer vorstellen, der im April 2005 unter dem Titel „Die Grenzen der Vernunft in der Theologie“ in der Zeitschrift „Evangelische Theologie“ erschienen ist.

Maurer nimmt zunächst die Naturwissenschaft und ihre Methodik in den Blick und betont, dass die ratio (Vernunft) nach eigener Überzeugung nur erkennen könne, was sich objektivieren lässt. Sie bestehe darauf, dass nur so genannte objektive Erkenntnis zählt, das also, was sich von außen betrachten, im Experiment bestätigen und auf allgemeine Regeln bringen lässt.

Nun wäre diese aus methodischen Gründen selbst gewählte Beschränkung der Vernunft in der Wissenschaft kein Mangel, würde sich der berechnende Verstand nicht selbst zum letzten Kriterium aller Wirklichkeit machen. Genau diese Gefahr bestehe aber immer wieder und hier zeige sich auch das Dilemma. Indem die ratio sich auf allgemeine und immer umfassendere Regeln richtet, kann sie nämlich die einzelne und unverwechselbare Person, die sich gerade in einzigartigen Begegnungen und Beziehungen herausbildet, nicht erkennen.

Nötig sei demgegenüber eine lebendige, kreative Vernunft. Was aber kann man sich darunter vorstellen?

Die Vernunft müsste die Balance von Denken und Leben durchschauen, zu der sie selbst gehört und die sie gar nicht in den Griff nehmen soll. Lebendiges Denken ist dann gekennzeichnet als nicht berechenbare und daher nicht prognostizierbare Kreativität, die nicht unvernünftig, aber prinzipiell offen ist.

Dieses Zusammenspiel von ratio und Phantasie ist natürlich ein spannungsvolles Verhältnis. Das berechnende und analysierende Denken muss auf Eindeutigkeit dringen. Die Phantasie aber lebt von Mehrdeutigkeit. Dies soll anhand von Beispielen erläutert werden.

1) Das erste Beispiel für Mehrdeutigkeit ist die metaphorische Rede. Natürlich sind Metaphern auch für eine Analyse offen. Aber sie gehen darin nicht auf, sondern finden ihre Pointe in der Überraschung und Unmittelbarkeit.

Bei einer treffenden Metapher ist es wichtig, dass die Bezüge nicht erläutert werden müssen und eine offene Stelle bleibt. Davon lebt unsere Sprache. Je humaner und personaler, desto metaphorischer wird sie. Gefühle lassen sich nur so zum Ausdruck bringen.

2) Das zweite Beispiel erinnert an die Kreativität in der Kunst, die sich da zeigt, wo die Phantasie keineswegs ohne Rationalität ist, aber die ratio übersteigt

So gibt es in der Musik eine Fülle von Beispielen für die doppelte Struktur von Regeln und kreativer Überschreitung der Regel. Bei Beethoven etwa kommt es darauf an, die Regeln zu etablieren, um sie zu durchbrechen und so das Spiel zwischen Symmetrie und Asymmetrie zu ermöglichen, was sich der berechnenden Vernunft im Letzten noch einmal entzieht.

3) Ein drittes Beispiel gehört auch in den Bereich der Musik, greift aber darüber hinaus.

In der modernen Hirnforschung werden ja Versuche unternommen, Denken und Bewusstsein als neuronale Prozesse zu beschreiben. Das Ergebnis, die neuronale Abbildung von Bewusstseinszuständen, kann mit der Notation eines musikalischen Gedankens verglichen

werden. Die Noten eines musikalischen Werkes sind dann gleichsam „Geist zum Anfassen“. Und doch kommt es gerade durch die Fixierung als Notentext zu einer Offenheit von Interpretationsmöglichkeiten (Musiker interpretieren das gleiche Werk ganz unterschiedlich). Es ist deutlich, dass der musikalische Gedanke nicht von der Notation abgezogen werden kann, sich aber davon noch einmal unterscheiden lässt und vor allem, dass die Notation gerade als Fixierung den Reichtum musikalischer Gedanken ermöglicht. Eine naive Zuordnung von neuronalen Prozessen und Gedanken ist also von vornherein ausgeschlossen.

Fazit: Wir müssen und dürfen die Erkenntnisse etwa der Neurophysiologie nicht ausblenden, um Platz für den Geist zu schaffen. Aber wir müssen dann auch wirklich Platz für den Geist, für Inspiration schaffen und dürfen nicht bei der Notation stehen bleiben. Die ratio kann erklären, wie es zu einem Feld von Möglichkeiten kommt, dass sich dann aber im Letzten der ratio entzieht.

Das soll auch noch einmal an kognitiven Prozessen verdeutlicht werden, lassen sich doch Gedanken ebenfalls als neuronale Prozesse abbilden.

Aber diese Gedanken sind dann noch nicht sprachlich mitgeteilt und von einer anderen Person als solch sprachliches Gebilde wahrgenommen und verstanden worden. Aber sind es dann überhaupt schon Gedanken? Oder entstehen Gedanken nicht vielmehr in einem interpersonalem Spiel und unterscheiden sich von neuronalen Prozessen, obwohl sie an keiner Stelle ohne ein neuronales Substrat wirklich werden?

Es ist also sehr kurz gegriffen, von der Einsicht in die neuronalen Prozesse eine „letzte“ Erklärung des Bewusstseins zu erwarten.

Zur lebendigen Vernunft gehört somit der Dialog, muss die Eindeutigkeit spielerisch in signifikante Mehrdeutigkeit überführt werden. Hier zeichnet sich eine Grenze der Rationalität ab, hinter der nicht einfach die Unvernunft lauert. Denn die Präzision der Rationalität wird nicht beiseite geschoben, sondern sie wird vertieft und erweist sich umgriffen von der geistreichen und schöpferischen Vernunft.

Auch die schöpferische Vernunft ist – wie eine recht verstandene ratio – begrenzt, weil sie auf eine letzte Kontrolle aller Wirklichkeit verzichten kann. Dieser Verzicht befreit die schöpferische Vernunft zu einer Kreativität, die immer sprachlich vermittelt ist und auf Dialog zielt. In der Begegnung von Angesicht zu Angesicht geht es um unverwechselbare Personen in einer einmaligen und unwiederholbaren Situation.

Die schöpferische Vernunft ist damit nicht einfach nur subjektiv, sondern inter-subjektiv. Auch hierbei gilt: was nicht eindeutig ist, muss nicht beliebig sein und was nicht „objektiv“ ist, muss nicht unwirklich sein. Die schöpferische Vernunft ist gelassen, weil sie darum weiß, dass das Innerste der Person unverfügbar ist, weil sie sich getragen weiß in der Begegnung von Angesicht zu Angesicht. Das aber kann nicht auf den Begriff gebracht werden und folgt auch nicht allgemeinen Naturgesetzen. Es muss erzählt werden.

IV.

Und damit kommen wir zur Theologie. Denn theologisches Denken und Erkennen ereignet sich genau auf der Basis einer solch schöpferischen Vernunft. Doch diese Einsicht war nicht von vornherein gegeben.

Lange Zeit hat die Theologie den Fehler begangen, das menschliche Wesen als animal rationale zu bestimmen. Die Beziehung des menschlichen Geschöpfes zu Gott wurde in der abstrakten Eigenschaft vernünftigen Denkens gesucht, die uns von den Tieren unterscheidet.

Lesen wir aber Genesis 2, eine der biblischen Schöpfungsgeschichten, genau, so wird deutlich, dass die Gottebenbildlichkeit des Menschen gerade nicht in solch einer abstrakten Eigenschaft gefunden werden kann, sondern in der personalen Begegnung von Mann und Frau liegt. Demnach ist keine menschliche Person für sich allein gottebenbildlich, sondern Gottebenbildlichkeit verwirklicht sich nur im Dialog und in der Begegnung.

Davon erzählt der Glaube, denn er beschreibt gerade eine Beziehung der menschlichen Person zum schöpferischen Gegenüber Gottes.

Diese Beziehung hält auch die Vernunft in Gang, denn der Glaube erfordert das Denken. Schon Paulus erinnert daran, dass wir als Christen jedermann Rechenschaft geben sollen über den Grund unseres Glaubens. Es geht also nicht um irrationale Ekstase oder um blinden Glauben – Fromme sind gerade nicht dumm! – es geht auch nicht nur um ein Gefühl oder eine ethische Grundhaltung, sondern um eine umfassende Erfahrung, um Lebens- und Glaubenserfahrung, die durch Denken zu klären und argumentativ zu vermitteln ist.

Glaube ohne Denken wird unvernünftig, bestenfalls infantil, schlimmstenfalls fundamentalistisch.

Ein Denken ohne Glauben aber ist ebenfalls unvernünftig, denn hier wird die Vernunft (ratio) zur letzten Instanz der Erkenntnis – oder wird selbst quasi religiös, nämlich als bekennender Atheismus und Wissenschafts(aber)glaube.

Theologisch notwendig ist ein vernünftiger Glaube, der nicht zu verwechseln ist mit einer zwingenden Beweisführung im Sinne eines mathematischen Beweises. Der Glaube setzt das Denken frei, das wiederum nach-denkendes Denken bleibt, denn religiöse Deutung und theologische Reflexion geschehen auf der Grundlage eines bestimmten geschichtlichen Ereignisses, der Offenbarung in Jesus Christus, die Glaubensgrund und Ausgangspunkt theologischer Reflexion ist.

Die hierfür notwendige Sprache muss eine andere sein, als die naturwissenschaftliche Sprache. Sie bedient sich Gleichnissen, Metaphern und Bildern und kommt aus der alltäglichen Erfahrung, dem erlebten Augenblick, der sich im Experiment nicht nachvollziehen lässt. Daraus erwächst nicht notwendigerweise ein neues und anderes Weltbild, aber es kommt eine ganz neue Perspektive auf die Welt in den Blick.

Konsequenzen für eine Verhältnisbestimmung von Theologie und Naturwissenschaft

1. Nach Jahrhunderten der Einheit und einer anschließend von großen Missverständnissen geprägten Zeit finden nun seit Jahren fruchtbare Gespräche zwischen Theologie und Naturwissenschaft statt. Theologie bejaht naturwissenschaftliche Ergebnisse und empfindet sie als große Bereicherung.

2. Das wissenschaftliche Weltbild (evolutionäres Paradigma) ist das beherrschende. Die Aufgabe besteht also darin, eine hermeneutische Begegnung zwischen diesem Paradigma und der christlichen Botschaft zu ermöglichen, einen Raum der Kommunikation zu eröffnen. Das ist ein kreativer Prozess, der niemals endet, sondern immer wieder neu aufgenommen und lebendig erhalten werden muss. Er kann nur gelingen, wenn beide Seiten offen in diese Begegnung hineingehen und sich der eigenen Grenzen bewusst sind.

3. Die ratio sieht nur das ein, was sie selbst nach ihrem Entwurf hervorbringt. Sie nötigt die Natur, auf ihre Fragen zu antworten. Kant hat ganz richtig beschrieben, dass die experimentierende Naturwissenschaft nicht ein voraussetzungsloses Sich-Umsehen in der Natur ist, sondern mit starken Voraussetzungen arbeitet. Sie sucht die messbare und jederzeit im Experiment wiederholbare und überprüfbare Bestätigung für Gesetzmäßigkeiten, die sie zuvor entworfen hat.

Die Grenzen dieser experimentellen Methode liegen in den Singularitäten, die sich dieser Überprüfbarkeit gerade entziehen. Wissenschaft entzaubert, will Rätsel lösen. Wer aber alles durchschaut, sieht am Ende nichts mehr. Denn Personen bleiben einander Geheimnis und das umso mehr, je besser sie sich kennen.

Ebenso lässt sich Kultur durch Naturwissenschaft nur bedingt erschließen und verstehen.

Wir verstehen offenbar nichts von Musik, wenn wir sie nur physikalisch betrachten. Und geradezu absurd wäre die Erwartung, die Perfektion der Spektralanalyse, also der physikalischen Untersuchung der Farben, würde uns einen wissenschaftlichen Zugang zur Malerei eröffnen.

4. Alle zunehmend spezialisierten Wissenschaften (auch die theologische Wissenschaft) beschreiben Wirklichkeit aus verschiedener Perspektive, mit unterschiedlichen Methoden und unter speziellen Fragestellungen. Um gesprächsfähig zu bleiben, ist es unabdingbar, um die eigene Perspektivität zu wissen, interdisziplinär zu arbeiten, und sich einen Blick für das Ganze zu bewahren.

Impulsfragen für das anschließende Gespräch

Ist der Einzelne wirklich nur eine Marionette anonymer Naturprozesse, so dass Begriffe wie Selbstbestimmung, Freiheit, Autonomie völlig bedeutungslos werden? Oder verfügt der Mensch bei aller natürlichen Veranlagung auch über einen Spielraum der Freiheit?

Die Antwort auf die Frage, wie wir uns selbst begreifen, hat Auswirkungen auf unsere Lebensdeutung und Lebensführung, auf die Möglichkeit von Selbstbestimmung und Entfaltung des eigenen Wesens.

Führt nicht die Naturalisierung des Menschen zum Gegenteil dessen, was zu befürchten stand oder von ihren Verfechtern behauptet wurde? Je mehr sich nämlich die Vorstellung vom Menschen als ohnmächtigen Teil der physischen Natur durchsetzt, umso stärker wird sein Leben und Selbstverständnis von dem anhängig, als was er sich selbst beschreibt und erfindet. Jetzt muss er nicht nur trotz aller Determination sein Leben selbst führen, sondern sich sogar noch selbst deuten und alle die Werte setzen, an denen er sich orientieren kann, weil es keine Religion und Ethik mehr gibt, die ihm hierüber Auskunft geben könnte.

Das aber beinhaltet nicht nur eine Aporie, sondern eine enorme Aufgabe für den Menschen.

Gedanken zu Impulsfragen und Thesen des Referats

Mögen die Zügel der Natur noch so kurz sein und der Einzelne tatsächlich zahlreichen Naturzwängen unterliegen, ohne eigenverantwortliche Wertung, die Fähigkeit zu kritischem Hinterfragen und Verständigen, ohne einen Spielraum frei wählbarer Denk- und Verhaltensmöglichkeiten wären Wissenschaft und Moral, Bildung, Erziehung, menschliche Gesellschaftsformen oder auch Kunst und Kultur gänzlich unmöglich.

Moderne Wissenschaft nimmt für sich den Evolutionsgedanken in Anspruch. Diese Auffassung hat unter anderem ihre Wurzeln in der Geschichtsphilosophie des Deutschen Idealismus. Höherentwicklung wurde hier teleologisch, d.h. als Höherentwicklung zu dem Ziel der Vergeistigung verstanden.

Diese idealistische Geschichtsphilosophie ist im 19. Jahrhundert noch einmal transformiert worden, indem nun von Wissenschaft und Technik erwartet wurde, dass sie die Menschheit an das Ziel der Vollendung führen werden. Der Marxismus ist wohl die wirkungsmächtigste Gestalt dieser Transformation geworden, aber auch in der kapitalistischen westlichen Welt sind die Heilserwartungen an Wissenschaft und Technik bis heute weit verbreitet.

Gegen diesen Gedanken eines innerweltlichen Fortschritts der Menschheit im Sinne einer Höherentwicklung des Menschen hat Hannah Arendt kritisch eingewendet:

„Die Idee des Fortschritts, wenn diese mehr sein soll als eine bloße Veränderung der Verhältnisse und eine Verbesserung der Welt, widerspricht dem Kantischen Begriff der Menschenwürde“, weil nämlich dann die Menschen, die **vor** der erwarteten Vollendung der Menschheit gelebt und **für** diese gearbeitet haben, zum bloßen Mittel für diese werden.

Dasselbe Argument hatte Leopold von Ranke theologisch formuliert: „Eine solche (...) Generation würde an und für sich eine Bedeutung nicht haben; sie würde nur insofern etwas bedeuten, als sie die Stufe der nachfolgenden Generation wäre, und würde nicht in unmittelbarem Bezug zum Göttlichen stehen. Ich aber behaupte: Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst.“

Oft kann man in Schriften, welche zuerst die totale Abhängigkeit des Menschen von anonymen Naturprozessen behaupten, eine allmähliche Aufweichung der These beobachten.

Besondere Schwierigkeit bereitet den Naturalisten seit jeher die strikte Unterscheidung zwischen Genesis und Geltung in Erkenntnis und Moral. Wenigstens für ihre Thesen beanspruchen sie ja so etwas wie Wahrheit. Und es liegt etwas Ungeheuerliches in der Vorstellung, dass selbst die Wissenschaften statt von klarsichtiger Vernunft von blinder Natur getrieben werden könnten.

Modernen Wissenschaften lassen grundsätzlich die Frage nach dem Sinn der Welt offen. Aus naturwissenschaftlicher Sicht ist das raumzeitliche Universum ein wertneutrales Faktum.

Wenn Aussagen über Religion getroffen werden, müssen verschiedene Perspektiven unterschieden werden.

Die wissenschaftliche Perspektive ist die des Beobachters, die sich kritisch oder beschreibend (Perspektive einer Religionskunde) vollziehen kann.

Religion oder Lebensorientierung ist aber nicht (nur) ein dem Beobachter gegenüber neutraler Gegenstand oder ein Erkenntnisobjekt, das erst durch eine bestimmte wissenschaftliche Fragestellung in den menschlichen Wissenshorizont tritt, denn jeder von uns lebt ja immer schon mit bestimmten Lebensorientierungen, auch wenn sie uns in verschiedenen Graden bewusst sind.

Die grundlegende Unterscheidung ist die zwischen Binnen- und Außenperspektive, also Religion, wie sie als Lebensorientierung verstanden und vollzogen wird, auf der einen Seite, und Religion, wie sie sich einem Beobachter von außen darstellt.

Dabei ist wichtig zu betonen, dass auch die Reflexion, ja die Kritik an überlieferter oder vorfindlicher Religion immer wieder aus der Binnenperspektive gelebter Religion vollzogen werden kann und muss, im Sinne einer theologischen Religionskritik (reformatorische Aufbrüche), die destruktive Religiosität aufdecken und bekämpfen!

Die Binnenperspektive von Religion ist aber andererseits immer exzentrisch, weil es bei Religionen immer um einen erfahrenen, nicht um einen selbst gesetzten Anspruch geht.

Die unaufhebbare Pluralität von Religionen lässt sich durch einen Vergleich mit Sprachen erhellen. Jeder Mensch wächst in einer, höchstens zwei Muttersprachen auf. Er muss sich gut in ihr auskennen, wenn er seinen eigenen Sprachstil entwickeln oder später Fremdsprachen erlernen will. Kinder erlernen spielend Sprache, aber nur diejenige Sprache, in der sie angesprochen werden.

Genauso kann Glaube nur entstehen und wachsen, wenn der Einzelne angesprochen wird und es ist ein großer Irrtum zu meinen, Kinder sprachfähig zu machen, wenn man sie von religiöser Erziehung fernhält (Vgl. ehemalige DDR, wo weit verbreitete Sprachlosigkeit in religiösen und kulturellen Dingen herrscht).

Hinzu kommt noch die Gefahr einer Überlastung des Individuums durch Dauerreflexion und die Aufgabe, sich selbst immer wieder neu erschaffen und die eigene Lebensorientierung selbst konstruieren zu müssen. Aus der Verunsicherung durch grenzenlose Möglichkeiten fliehen nicht wenige in Vereinfachungen, die von Sekten und fundamentalistischen Gruppen angeboten werden.

Esther-Maria Wedler